

# Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15

Nr. 184.

Pränumerationspreis:  
für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;  
Zustellung ins Haus wörtl. 25 kr.  
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Dinstag, 12. August 1879. — Morgen: Kassian.

Insertionspreis: Ein-  
spaltige Zeilen 4 kr., bei  
Wiederholungen 3 kr. An-  
zeigen bis 6 Zeilen 20 kr.

12. Jahrg.

## Der Brand von Serajewo und die Staatsfinanzen.

Als am vergangenen Freitag abends das erste Schreckenstelegramm über den Brand von Serajewo einlief, mußte es jedem, der die Bauart türkischer Städte, sei es nun aus eigener Anschauung oder auch nur vom Hörensagen kannte, sofort klar werden, daß die Hauptstadt Bosniens einem furchtbaren Geschehe anheimgefallen sei. Wol ließ die Anwesenheit der österreichischen Truppen erwarten, daß dieselben dem verheerenden Elemente einen größeren Widerstand bereiten werden, als der Türke, der in solchen Fällen seine Unthätigkeit durch den Hinweis auf ein unabänderliches Fatum rechtfertigt, welchem entgegenzuwirken eine fruchtlose Thorheit sei. Aber was kann auch die größte Opferwilligkeit leisten, wenn die glühende Liebe, durch die bei jeder größeren Feuersbrunst von selbst sich entwickelnde Luftströmung zu immer größerer Wuth angefaßt, über die Dächer und durch die engen Straßen einer hölzernen Stadt dahinfliegt? So ist denn auch Serajewo trotz des Opfermuthes unserer Soldaten seinem Schicksale nicht entgangen. Nachdem der Brand die ganze Nacht hindurch gewüthet, mußte man sich noch glücklich schätzen, denselben auf die von ihm bereits ergriffenen Stadttheile beschränkt zu haben. Das Handelsviertel von Serajewo, das katholische, jüdische und serbische Viertel der Stadt sank in Asche. Ueber 700 Häuser sind vernichtet, mindestens tausend Familien obdachlos geworden, Millionen von Werth in den Flammen aufgegangen. Wir stehen hier einem Unglück gegenüber, kaum kleiner als das der Szegediner Ueberschwemmung gewesen, einem Unglück, dessen Größe und verderbliche Wucht an die internationale Wohlthätigkeit appelliert und das besonders in Oesterreich eine nachhaltige Einwirkung hervorzu bringen nicht verfehlen konnte.

Haben wir denn in Oesterreich Ursache, uns mehr als das übrige Ausland um ein Elementarunglück zu bekümmern, das die Hauptstadt eines unter dem Banner des Halbmondes stehenden Landes betroffen hat? Wir halten es nicht für angezeigt, uns angesichts eines solchen Falles mit einer rückblickenden Kritik der österreichischen Diplomatie zu befassen, welche Oesterreich die sehr kostspielige Ehre zuwies, Bosnien zu verwalten, ohne uns zum factischen Besitz des Landes auch die vollen Souveränitätsrechte zuzugestehen. Auch der billigen Betrachtung wollen wir uns entschlagen, daß all das Unheil, welches Serajewo getroffen hat, uns gar nicht berühren würde, wenn man eben, dem Willen der Bevölkerung Folge gebend, die Verlockungen der Occupationspolitik unbeachtet gelassen hätte. Denn, wo das menschliche Elend ruft, dürfen politische Rücksichten nicht zur Sprache kommen. Und wir in Oesterreich zumal haben leider Gottes trotz des Vertrages von Novibazar, welcher Bosnien als eine unter der ungeschmälerten Souveränität des Sultans stehende Provinz erklärt, Ursache genug, das Unglück, welches die Hauptstadt Bosniens betroffen, als ein Unglück im eigenen Hause zu betrachten. Oder liegt nicht etwa in der lakonischen Meldung des Telegrafen: „Der gesammte Handelsstand ist ruiniert — sehr viele Offiziere und Beamte verloren ihre ganze Habe“ ein Aufruf an jeden Oesterreicher, rasch mit seiner Hilfe bei der Hand zu sein? Denn abgesehen davon, daß eine Unzahl von österreichischen Geschäftsleuten, den Occupationscolumnen unserer Armee folgend, in Bosnien einen neuen Boden für ihre Erwerbsthätigkeit suchten: die Thatsache der Occupation selbst hat den Handelsstand Serajewo's mit tausend Fäden an Oesterreich geknüpft, so zwar, daß jeder Schlag, welcher diesen trifft, auch die österreichische Geschäftswelt schädigen muß. Sollen wir ferner noch hervorheben, daß jene Offiziere und Beamte, welche, dem

Befehle des Kaisers und seiner Regierung Folge leistend, südwärts von der Donau das Ansehen Oesterreichs zur Geltung zu bringen hatten, einen Anspruch darauf haben, von ihren Mitbürgern für den Nachtheil schadlos gehalten zu werden, welcher ihnen bei Ausübung ihrer Dienstpflicht erwuchs?

Wir glauben, in diesen Beziehungen keine weiteren Ausführungen geben zu sollen, müssen aber auch trotz des allgemein menschlichen Mitgeföhles, welches der Brand von Serajewo für die verunglückten Bewohner der bosnischen Hauptstadt hervorrufen muß, unserer Ueberzeugung Ausdruck geben, daß wir als Oesterreicher bei der Hilfeleistung für die Abbrändler zunächst nur unsere eigenen Landsleute zu berücksichtigen haben. Der Staat als solcher hat sich ausschließlich auf den Standpunkt des Oesterreicherthums zu stellen und seine Unterstützung nur dort zu gewähren, wo österreichische Interessen direkt im Spiele sind. Durch eine splendide Staatsunterstützung zum Wiederaufbaue Serajewo's die Jüneigung der Bosniaken zu gewinnen, halten wir für zwecklos und verfehlt, so lange es im eigenen Staatshaushalte noch tausende und aber tausende von Bürgern gibt, welche einer Unterstützung ebenso dringend bedürfen, als die fremden Abbrändler Serajewo's. Wäre Serajewo eine österreichische Stadt — wir selbst würden ungeachtet unseres Widerspruches gegen die Occupationspolitik an den Staat und an unsere Landsleute die dringende Aufforderung richten, unseren neuen Mitbürgern durch bereitwillige Hilfe zu zeigen, welche Wohlthat es ist, Bürger eines Kulturstaates zu heißen. Das türkische Serajewo dagegen kann für uns nur dann in Betracht kommen, wenn dem näher liegenden Bedürfnisse der Oesterreicher Genüge gethan ist. Nie und nimmer dürfen aber die öffentlichen Finanzen für eine Stadt in Anspruch genommen werden, welche nach dem Wortlaute der bisherigen staatsrechtlichen Abmachungen für Oesterreich bloß

## Feuilleton.

### Die Geheimnisse der Residenz.

Nachtstücke aus dem Leben.

Roman von F. Klink.

(Fortsetzung.)

Und siehe da! Es trat nach Verlauf einer ganzen Stunde Herr v. Lichtenfels mit stolz erhobenen Haupt und einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen aus dem Gemache des Königs. Ja, der Mann hatte einen Sieg gewonnen, einen Sieg über seine zahlreichen Feinde. Wenn das nur keine Umwälzung gibt, dachte der Hofherr. Und während Herr v. Bergheim sich noch nicht von seinem Erstaunen erholt hatte und auch v. Loschwitz mit seinen Befürchtungen und Sorgen anstande, öffnete sich abermals die Thür und die hohe Gestalt des Königs erschien auf der Schwelle. Seine Stirn war, einer Gewitterwolke gleich, zusammengezogen, und Herr v. Bergheim sank schon zerschmettert von dem Gedanken, daß der Blitz ihn treffen könne, in sich zusammen.

„Wir befehlen dem Grafen Horn, sich unverzüglich zu uns zu verfügen.“

Der König verschwand wieder aus seinem Gemache, und Herr v. Bergheim athmete erleichtert auf. Die Stimme des Königs hatte wie ferner Donner gerothet, entschuldigend für den, auf dessen Haupt sich das Gewitter entladen würde.

„Graf Horn,“ murmelte er, das Audienz-zimmer verlassend, „wenn nur er es wäre, ich glaube, wir würden ihn nicht ungern vermissen.“

Man fand den Grafen Horn in der That im Schlosse im Antichambre des Friseurs Rehlblüt unter einer Anzahl Bittstellern aller Stände und alles Gewerbes. Da er gerade in diesem Augenblicke vorgelassen wurde, so beeilte er sich nicht, dem Rufe des Königs Folge zu leisten, und erst nachdem er mit dem Friseur eine lange Unterredung gehabt, die zu beiderseitigen Gunsten ausgefallen zu sein schien, eilte er in das Vorzimmer des Königs zurück.

Die Scheu, womit Herr v. Bergheim den fallenden Stern betrachtete, seine Pflichten, ihn von sich fern zu halten, machte den Grafen zunächst aufmerksam.

„Haben Sie vielleicht eine Ahnung, mein lieber Herr v. Bergheim, daß nicht alles in Ordnung ist?“ fragte er ironisch lächelnd. „Sagen Sie doch, Berehrtester, ist Ihnen irgend etwas davon bekannt, warum ich zu dieser Stunde vorgeladen werde?“

„Ich wüßte nicht, Herr Graf,“ stotterte Herr v. Bergheim, abermals um einen Schritt von dem früher allmächtigen Günstling zurücktretend.

„Machen Sie sich doch nicht im voraus unnütze Sorgen, mein Bester, ich sage Ihnen, es ist nichts. Sie haben wieder einmal voreilig das Fieber. Haben Sie die Gewogenheit, mich zu melden.“

Bitternd gehorchte Herr v. Bergheim, und kaum eine Minute später überschritt Graf Horn die Schwelle des königlichen Gemaches, ohne eine Spur von Aufregung oder Furcht, mit der vollkommensten Gleichgültigkeit, seines Sieges gewiß.

Die Unterredung mit dem Könige dauerte lange — und das war immerhin schon ein gutes Zeichen, und als der Graf nun endlich wieder heraustrat, da lächelte er verächtlich.

insoferne Bedeutung hat, als sie der politische Mittelpunkt einer türkischen Provinz ist, für deren Organisation Oesterreich schon mehr Gut und Blut geopfert, als die Leiter unserer auswärtigen Politik zu verantworten im Stande sein dürften.

### Verständiges aus Rußland.

Einen erfreulichen Gegensatz zu dem bereits erwähnten Gepolter der „Petersburger Zeitung“ und des „Golos“, welche aller Welt, vor allem aber Oesterreich und Deutschland einen Krieg an den Hals werfen möchten, weil sie in diesen Staaten ein Haupthindernis für die Realisirung ihrer panslavistischen Pläne erblicken, liefert ein verständiger Artikel des russischen Journals „Molwa“, welches sich über die Verhältnisse Rußlands und die kriegerische Sprache der Zeitungsorgane also vernehmen läßt:

Unsere Zeitungen laufen schon wieder einmal von kriegerischen Tendenzen über. Die „Neue Zeit“ schlägt einen Krieg mit Oesterreich vor, und zwar „aus Achtung gegen das bosnisch-herzegowinische Volk, in dessen Bergen der erste Funke der slavischen Bewegung aufgesprüht ist“ — ein Funke, den wir mit dem Blute unsrer Soldaten auslöschen mußten. Die russische St. „Petersb. Ztg.“ ertheilt den Rath, den Bosphorus und die Donau einstweilen in Ruhe zu lassen und über Preußen herzufallen, weil Fürst Bismarck uns verrathen hat und sich in Bezug auf die orientalische Frage auf die Seite der Westmächte geneigt hat. Was aber die russische „Mosk. Ztg.“ anbelangt, so muß — nach dem streng bedachten Plane dieses ehrfamen Blattes — unbedingt mit aller Welt zugleich Krieg geführt werden: mit Oesterreich deswegen, weil es im Begriff steht, Novibazar zu besetzen; mit Deutschland deswegen, weil Fürst Bismarck dort als Kanzler fungiert; mit England — weil es das räufelbüchtige Albion ist; mit Frankreich — weil es eine Republik ist; mit den Achaäern, weil sie uns eine Tabane Pferde entführt haben; mit den Chinesen, weil sie Ansprüche auf Kuldtscha erheben. Namentlich muß man aber gegen den inneren Feind zu Felde ziehen, an dem es bei uns in jeder Straße, in jedem Hause, in jedem Bureau, hinter einer jeden Latte wimmelt. Glücklicherweise ist diese ganze kriegerische Zeitungspropaganda nichts als eine Stimme in der Wüste und wird dies ohne Zweifel auch bleiben. Immerhin wirkt aber das Lesen dieser kriegerischen Exclamationen im höchsten Grade unangenehm, weil hiedurch das thatsächliche Verhalten unserer Publizisten gekennzeichnet wird, wie sie sich in der von ihnen übernommenen Eigenschaft als Herolde der öffentlichen Meinung geben.

Was könnte wol jetzt von demjenigen Russen gesagt werden, der, bei voller Einsicht und Verständnis der gegenwärtigen Zustände, Rußland in irgend einen neuen auswärtigen Krieg verwickelt sehen möchte? Wie müßten wol die bürgerlichen Tugenden eines solchen Fehdefreundes taxirt werden? Würde nicht ein jeder wohlgesinnte Mensch sich mit der aufrichtigsten Verachtung und dem gründlichsten Unmuth von ihm abwenden? Und genau ebensolche Gefühle muß in dem Leser das kriegerische Geschrei erwecken, welches heute in den Zeitungen hallt. Haben wir denn noch immer nicht genug hingepflegt zum Besten der sogenannten bulgarischen Befreiung? Was kümmert uns die Annäherung der westlichen Flotten zu der Balkan-Halbinsel? Was geht uns die Erklärung eines Kriegszustandes an, den der Fürst von Bulgarien verhängt hat? Gott mit ihnen allen! Laßt sie doch thun und treiben, was ihnen beliebt, laßt sie gewähren, wie es ihnen am genehmsten dünkt. Unsere Interessen liegen alle miteinander zu Hause — sie liegen innerhalb unserer Grenzen, und weiter haben wir gar keine Interessen. Unser Hauptinteresse liegt ja gerade darin, daß wir uns von jeglichem Wunsche lossagen, uns in irgend welche europäische Angelegenheiten einzumischen, und daß wir unsere gesammten Kräfte dazu verwenden, das eigene Land zu bestellen, unsere Einrichtungen zu bessern, unseren Wohlstand zu heben, unseren Reichthum zu fördern. Wie viele Jahrzehnte jagen wir einem uns völlig nutzlosen äußerlichen Glanz und Ansehen nach! Und wohin anders hat uns dieses unnütze Jagen geführt, als zu der eigenen Zurückgebliebenheit, zu unserer eigenen Verarmung? Was haben wir mit den europäischen Theilungen und dem Zwist und Hader zwischen den Mächten zu thun? Zu uns kommt keiner, uns wird keiner überfallen. Wir müssen nur unserer selbst eingedenk bleiben und alle möglichen Fürsten Bismarck und Lords Beaconsfield uns gänzlich aus dem Sinn schlagen. Dies ist die einzig richtige Politik, welche uns im gegenwärtigen Augenblick unser patriotisches Gefühl so wie ein erschöpfendes Verständnis unserer eigenen Interessen eingeben mußte.

Unsere vor Wochen ausgesprochene Ansicht, daß die Pläne Taaffe's nur von einem Ministerium vertreten werden können, dessen Mitglieder sich zunächst als Beamte fühlen, sonst aber durch eine, übrigens vor der Beamtenpflicht zurücktretende Parteifarbung den verschiedenen Richtungen der künftigen Regierungsmajorität nach außen hin Rechnung tragen, scheint sich bestätigen zu wollen. Wir schließen das aus der Definition, welche ein Officiösus über die Stel-

lung des zukünftigen Coalitionsministeriums gibt: „Ein Coalitionsministerium muß jede staatsrechtliche, muß jede Parteifrage aus seiner Mitte excludieren, weil das Auftauchen einer solchen in seinem Schoße die Regierung selbst auflösen müßte. Ja es kann nicht einmal parlamentarischen Debatten über solche Fragen Theilnahme entgegenbringen, weil auch dadurch die Harmonie in seinem Innern getrübt werden könnte.“ — Wäre es nicht viel kürzer und einfacher, wenn man sagen würde: „Ein Coalitionsministerium ist ein aus den verschiedenen Parteien der Regierungsmajorität gebildetes Cabinet, dessen Mitglieder sich jedoch bei ihrem Eintritt verpflichten müssen, keine politische Ueberzeugung zu besitzen.“ Das wäre zum mindesten ein verständliches und ehrliches Deutlich, von welchem letzterem Artikel die Officiösen allerdings nur äußerst selten Gebrauch zu machen in der Lage sind.

Vonseite der mährischen Czechen wird eifrig danach gestrebt, die böhmischen Czechen zum Eintritt in den Reichsrath zu bestimmen. So schreibt neuestens die Bränner „Moravska Orlice“: „Ist es uns mährischen Czechen als Mitgliedern derselben Nation, als Patrioten, die eben so sehr die Unverjährbarkeit der ererbten Rechte anerkennen, gestattet, brüderlich und aufrichtig, ohne Hintergedanken, den böhmischen Czechen zu rathen, so müssen wir sie im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes auffordern, sich schon jetzt, sogleich zu entscheiden, auf daß mit diesem Factum gerechnet werden könne. Die Czechen in Böhmen haben jetzt eine günstige Situation, mögen sie selbe vollständig ausbeuten. Erst dann, wenn die böhmischen Czechen, was Gott verhüten möge, abermals in den Reichsrath einzutreten sich weigern würden, erst dann könnte die Politik der Majorität von Fall zu Fall eintreten, was nichts anderes wäre, als eine Brücke zu einer neuerlichen Herbst'schen Dictatur.“ Ob sich wol Dr. Herbst darüber kränken wird, wenn ihn die mährischen Czechen ihren böhmischen Brüdern für den Fall als Popanz an die Wand malen, als diese abermals in ihren Abstinenzengensinn verfallen sollten? Wir glauben kaum, sind aber angesichts der Mahnung der „Moravska Orlice“ der Meinung, daß die Zugeständnisse des Grafen Taaffe an die Czechen nicht so umfangreich sind, um alle Bedenken der letzteren betreffs der Reichsrathsbesetzung zu beseitigen.

Eine Meldung des „Naplo“, daß während des letzten Aufenthaltes Tisza's in Wien die Occupation Novibazars beschlossen und der Kostenaufwand hiefür mit 18 Millionen festgestellt worden sei, wird vom „Ellendr“ dementirt; das Organ

„Erbärmliche Kinderei!“ sagte er ziemlich laut. „Ich glaubte, dieser Herr von Lichtenfels würde nicht vorgelassen“, wandte er sich dann scharf zu Herrn von Bergheim, „man sollte Se. Majestät mit solchen Leuten verschonen.“

„Das ist mein Unglück, lieber Loshwiz, ich habe es Ihnen schon einmal gesagt und wiederhole es jetzt“, sagte Herr von Bergheim, nachdem Graf Horn mit großen Schritten das Zimmer verlassen hatte. „Ich würde Ihnen jede andere Carrière vorschlagen, nur nicht in den Hofdienst treten. Die abgefemtesten, heuchlerischsten Menschen passen da eben am besten hin, und so weit ich Sie kenne, besitzen Sie diese Talente noch nicht zur Genüge, um hier in diesem Kreise mit Erfolg wirken zu können. Ich rathe Ihnen, quittieren Sie den Hofdienst frühzeitig, Sie ersparen sich dadurch manchen Aergern und manche Dual.“

„Nun, wenn's nicht anders ist“, sagte Herr von Loshwiz, „so werde ich eben Heuchler, Kriecher, Schmeichler oder was Sie sonst wollen.“

„Niemals, junger Mann, Sie sind nicht als solcher geboren, und das gehört vor allen Dingen dazu. Ich habe Sie gewarnt.“

### Fünfzehntes Kapitel.

#### Der Abschied im Kloster.

Fünfzehn Jahre waren auch an Mathilde von Lichtenfels, oder, wie sie nach ihrem Klostersnamen genannt wurde, Schwester Martha nicht spurlos vorübergegangen, wenn sie auch nicht vermochten, den ganzen Stolz ihrer Geburt und ihres Ansehens, das sie vormalig genoss, aus ihrer Brust zu reißen. Ihr Haar war vorzeitig ergraut, und silberne Streifen blickten unter der enganschließenden schwarzen Sammthaube hervor. Schwester Martha hatte sich im Kloster vor allen Stürmen des Lebens sicher geglaubt, und nun waren sie erst recht auf sie hereingebrochen, die Stürme der Reue, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Sie hatte geglaubt, mit dem Leben abzuschließen, und nun war die Lebenslust erst recht erwacht, nun es kein Zurückgehen mehr gab.

Fünfzehn Jahre der entsetzlichen Seelenqualen, nicht Tag noch Nacht Ruhe. Mit heißen Thränen bethaute sie ihr Kissen, wenn sie sich zur Ruhe legte, und wenn sie sich von ihrem harten Lager erhob und die schmutzigen grauen Kloster-

wände sah, dann sank ihr Muth und sie sehnte den Tod herbei. Aber der Tod kam nicht, er nimmt nicht die, die sich in seine Knochenarme flüchten möchten, die von ihm Erlösung erwarten, er nimmt lieber volles Leben. Dahinein greift er am liebsten und mäht das üppige Korn nieder, er mag keine vertrocknete Aehren, und Schwester Martha fühlte, daß sie zu ihrer eigenen Dual leben müsse, um zu büßen.

Und sie that Buße: sie trug den härenen Bußgürtel, der ihr in das Fleisch hineinschnitt, sie zerschlug und zermarterte sich die schönen Glieder und fand doch keine Vergebung — denn sie that eben keine Gott wohlgefällige Buße. Sie überwand nicht den Stolz und den Hochmuth, der sie hinderte, ihr Kind anzuerkennen; sie wollte Buße thun, aber niemand sollte wissen, warum sie Buße that — sie wollte eine Märtyrerin, keine Schulbige sein. Dann dachte sie an ihn, der durch ihre Schuld mitten aus dem vollen Leben herausgerissen war, in der Kernnacht seine Tage verlebte, während seine freie Seele sich sehnte, sich hoch empor zu schwingen. Wie er sie hassten und verachten mußte, sie, die nichts für ihn gethan,

des ungarischen Ministerpräsidenten versichert, daß während der Anwesenheit Koloman Tisza's in Wien von Kovibazar auch nicht mit Einem Worte die Rede gewesen sei.

Entgegen der officiösen Behauptung, daß die von den Berichterstattern mehrerer Wiener Blätter gemachten Wahrnehmungen über kriegerische Vorbereitungen der Albanesen gegen den österreichischen Einmarsch den militärischen Persönlichkeiten unbekannt geblieben und daher aus der Luft gegriffen sind, wird der „Köln. Btg.“ aus Pest geschrieben: „Ich kann aus bester Quelle versichern, daß die betreffenden Vorgänge auch den „militärischen Persönlichkeiten“ nicht unbekannt geblieben sind, jedoch sind letztere der Meinung, daß man denselben keine ernste Bedeutung beilegen müsse; auf einen Zusammenstoß sind die Herren Militärs vorbereitet, und da in den Augen der Militärpartei der Einmarsch aus militärisch-politischen Gründen als nothwendig erscheint, so will man von den „Wahrnehmungen“, welche die Korrespondenten machten, vorderhand nichts wissen.“ Sind das die Garantien für den friedlichen Einmarsch in Kovibazar, um dessentwillen die famose österreichisch-türkische Convention geschlossen wurde?

Nach der bisherigen Resultatlosigkeit der Verhandlungen zwischen Berlin und dem Vatican kann kein Zweifel mehr obwalten, daß die bekannten römischen Telegramme über die Fundamentalsätze zur Beendigung des Kulturkampfes nur auf die frommen Wünsche des Kardinal-Staatssekretärs zurückzuführen sind. Man hatte eben einen Fühler ausgestreckt, wie man in Deutschland solche Vorschläge aufnehmen würde, und die Aeußerungen der Offiziösen entschieden zu Ungunsten derselben. Damit stimmt wol auch eine Berliner Meldung der Londoner „Ball Mail Gazette“ überein, nach welcher Bismarck über die Vorschläge der Curie nicht sonderlich erbaut war. Wie es in dieser mit allen Anzeichen der Verlässlichkeit ausgestatteten sachgemäßen Darstellung heißt, ist der Reichskanzler nicht gewillt, die Maigesetze, über welche sich die Katholiken beklagen, aufzuheben, obwohl er nicht abgeneigt wäre, in Fällen, wo dieselben mit übermäßiger Strenge angewendet werden, Erleichterung zu gewähren. Die Idee des Fürsten scheint zu sein, der Staat solle die ihm durch die Maigesetze verliehene Macht behalten, sich aber verpflichten, dieselbe nur gelinde auszuüben, so lange die Abmachung zwischen ihm und der Kirche zu Recht bestehe.

ihm den letzten Trost, daß er seine Liebe einer nicht ganz Unwürdigen geschenkt, nicht gewährte, um nur rein vor aller Welt zu stehen, sie, die doch so schwer gefehlt. Wie er wol von ihr dachte! Schwester Martha wiederholte sich Tag für Tag mit klösterlicher Genauigkeit diese Worte, die doch so wenig für das Kloster paßten, und sie that Buße für die weltlichen Sorgen, während schon wieder neue auf sie hereinstürzten. Es war ein Leben, wie es wenige ertragen hätten, aber Schwester Martha war eine zähe Natur, so sehr ihre Seele auch litt und duldete, ihr Körper blieb gesund.

Schwester Martha hatte in den fünfzehn Jahren niemanden gesehen, als ihre Eltern, und diese konnten ihr keine Nachrichten geben, die sie zu hören wünschte. Nur daß ihr Gatte nach zehn Jahren frei wurde und frisch und unverfehrt, gesund am Körper und Geist, in die Welt zurückgekehrt war. Das wußte sie; und wenn es ihr auch ein Trost war, so durchzuckte sie doch ein schmerzliches Gefühl, dachte sie daran, wie hart und doch wie so gerecht er gegen sie aufgetreten war.

Wenn doch er ihr wenigstens verziehen hätte!

Nicht uninteressant ist die mehr als populäre Form, in welcher die „Nordd. Allg. Btg.“ die auf ihre Frage, wer denn Bismarcks Nachfolger sein solle, eingelaufenen Journalantworten abfertigt. Wir lassen das Leibjournal des Reichskanzlers selbst sprechen: „Das „Berliner Tagblatt“ sagt: Eine Beantwortung dieser Frage sei gar nöthig, einmal werde ja doch das Schicksal die Frage beantworten müssen. Wie entschuldigte sich doch jener Mörder vor Gericht? Er sagte, der Gemordete habe doch einmal sterben müssen; eine kleine Lebensverkürzung habe er, der Mörder, nicht für so böse gehalten. Der „Berliner Börsen-Courier“ antwortet, es handle sich gar nicht darum, zwischen Bismarck und irgend einem anderen zu wählen, sondern einfach um das „Fort mit Bismarck.“ „Ist der Raum frei, so wird der würdige Nachfolger schon gefunden werden, und geschieht wirklich ein Mißgriff, so kann derselbe ja verbessert werden.“ Wie sagten doch jene meuterischen Kanzlerknechte, welche überlegten, wie sie ihren Feldherrn verriethen? Was brauchen wir einen Feldhauptmann? Du und ich, wir passen auf, ob der Feind kommt; kommt er schwach, so fassen wir ihn an, kommt er stark, lassen wir ihn gehen. Geht es so nicht, so wählen wir den Spiegelberg zum Hauptmann; macht es sich mit dem nicht, bringen wir ihn um und probieren es mit einem andern.“ Die „Berliner Zeitung“ findet den besten Trost in dem Worte Drenstjerna's: „Du weißt nicht, Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird.“ So meint das Blatt, wird sich auch leicht ein Kanzler finden, vielleicht gar in der Redaction der „Berliner Zeitung.“ Ist es nicht, als ob man eine „Blaue Montagsgesellschaft“ über Politik debattieren hört?

„Wenden wir uns nun zu den ernsthaften, aufrichtigen Lenten. Die „Nat.-Btg.“ will nichts davon wissen, die Person des Reichskanzlers in den Wahlkampf zu ziehen. Aber sie ruft ihren Freunden zu, daß man nur an der Spitze einer Mehrheit mit dem Reichskanzler verhandeln kann. „Wenn wir ihn binden könnten, bräuchten wir ihn nicht zu tödten,“ sagten die Kinder im Märchen von dem Riesen.“ — Daß man mit derlei für die Kinderstube erfundenen Phrasen eine Partei nicht lahm legt, welche, wie die national-liberale, die Regeneration Deutschlands ermöglichte, und in welcher Männer wie Forderbeck wirkten, sieht übrigens die „Nord. Allg. Btg.“ selbst ein, indem sie schließlich zugibt, daß jene Partei die gefährlichste ist, welche unter Anerkennung der Verdienste Bismarcks nicht in das Geschrei der „Weg mit Bismarck“-Rufstimm, dabei aber politische Ueberzeugung genug besitzt, um auch eine andere Richtung als jene des Ungewaltigen zu vertreten, wenn sie letzteren auf Abwegen befindlich erkennt.

Aber nein, auch das nicht — ihr war alles, was sie von der Welt hoffen und erwarten durfte, vor-enthalten, sie hatte keinen Trost mit in ihr neues Leben hinüber genommen, nichts als Schuld und Entfagung. Immer mehr umnachtete sich Martha's Seele, die übrigen Nonnen mieden sie als eine Ausgestoßene, und so war sie doch das, was sie in der Welt zu werden fürchtete. Nur zu bald hatte die Oberin in Erfahrung gebracht, wem sie die Thüren ihres Klosters geöffnet, Martha selbst war es, die an dem Herzen einer Mitschwester ihren Jammer ausklagte, und diese meldete es pflichtschuldigst der Oberin, obgleich sie der armen Martha gesagt, ihr Geheimniß sei so gut aufgehoben, wie in ihrer eigenen Brust. Also auch hier Lüge und Heuchelei, kein Mitleid mit dem Leiden anderer, nur Strenge und Unbuddsamkeit. Wäre ein Zurücktreten noch möglich gewesen, Martha hätte vielleicht doch dem Kloster wieder den Rücken gewandt, aber nein, für sie gab es jetzt nur noch einen Weg, den sie verfolgen mußte, so wenig Neigung sie auch noch für ihren jetzigen Beruf fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

## Vermischtes.

— Ein Genrebild. Aus Währing erhält die „Presse“ folgende Notiz: „Samstag nachmittags hatte die liebe Jugend in Währing ihr ganz besonderes Ferienvergnügen. Zu Hunderten und aber Hunderten standen die kleinen Schuljungen und Schulmädchen dicht gedrängt vor einem Hause in der Josefsgasse, auf welches sich alle Blicke und alle mehr oder weniger schmutzigen Zeigefinger richteten. Der Wagenverkehr war durch die Menschenmenge gesperrt. Ein Sicherheitswachmann zu Pferde, ein Schinderkarren und ein Einspänner hielten vor dem Hausthore, in welches einzudringen mehrere unbewehrte Sicherheitswachmänner dem Publikum verwehrten. Eine zwar unverheiratete, aber keineswegs mehr in der ersten Jugendblüte stehende Dame, die im zweiten Stocke des Hauses eine Wohnung innehat, fröhnte dem absonderlichen Vergnügen, sich in besagter Wohnung eine Menagerie zu halten, die zwar nicht reich an Arten, desto reicher jedoch an Individuen war. Dieselbe bestand aus fünfunddreißig Katzen, vier Hunden, einer Anzahl weißer Mäuse und entsehrlich viel Canarienvögeln. Einer der Hausbewohner, dem der im ganzen Hause verbreitete Duff dieser Menagerie unangenehm wurde, hatte die Anzeige erstattet, und die Sicherheitsbehörde verfügte den Transport der Thiere in das Thierarznei-Institut. In vier Säcken und zwei großen Hühnersteinen verpackt wurden die Katzen auf einem eigens acquirierten offenen Schinderkarren untergebracht. Der Zug war imposant genug. Voran ein Sicherheitswachmann zu Pferde, um unter der lachenden, heulenden, pfeifenden und jubelnden Straßenjugend freie Bahn zu machen — dann der besagte Schinderkarren, gelenkt von einem uniformierten Gehilfen des Wasenmeisters — sodann die erwähnte Dame in einem Einspänner, welche ihre Kätzchen begleitete, da sie natürlich an deren Schicksal den zärtlichsten Antheil nahm. Zu erwähen wäre noch, daß die Katzensgesellschaft täglich elf Liter Milch und sieben große Knödel, an Sonn- und Feiertagen jedoch abwechselnd Brat- und Backhühner als Futter erhielt.“ Nach weiteren Berichten in derselben Angelegenheit scheint aber das Wohlleben auf die Gesundheitsverhältnisse der Katzen keinen günstigen Einfluß gehabt zu haben, da nach dem Parere des Thierarznei-Institutes 17 von ihnen wegen hochgradiger Mäube vertilgt werden mußten, während 11 in weiterer thierärztlicher Behandlung verblieben.

— Kampf um ein Bahncoupé. Ueber eine Aufsehen erregende Szene auf dem Bahnhofe in Kissingen berichtet ein Augenzeuge dem „Würzburger Telegraph“ folgendes: „Der sehr ehrenwerthe und hochangesehene Sir Kingston James, Baronet aus London hatte sich vorgestern abends am Schalter der Station Kissingen zwei Billette erster Klasse gelöst und begab sich mit seiner Lady zum bereitstehenden Zuge, um sein Coupé aufzusuchen. Der Conductor wies ihm ein solches an, aber eine bereits darin sitzende Dame widersetzte sich mit aller Entschiedenheit dem Eintritte des Paares, indem sie sich auf ihren abwesenden Herrn Gemahl berief, welcher jeden Augenblick kommen müsse. Sie behauptete mit Einem Worte, das Coupé sei bereits besetzt. Der Engländer wendete sich nochmals an den Conductor, und dieser versuchte seinerseits den starren Sinn der Dame zu beugen, allein es war Alles vergebens. Schließlich intervenierte der Stationschef, und die Engländer forcierten den Eingang, indem sie die auf den Polstern umherliegenden Effekten der Dame sans gêne auf die andere Seite hinüberwarfen. Die Dame, offenbar den höchsten Ständen angehörig, gerieth über das in ihren Augen höchst rücksichtslose Benehmen der Engländer in außerordentliche Aufregung, während auf Seite des Baronet die Entrüstung keine geringere war. Es entstand ein Wortwechsel, welcher in raschem Crescendo die Schranken der allgewöhnlichsten gesellschaftlichen Rücksicht durchbrach, indem der Baronet

